Zeitschrift: Gesundheitsnachrichten / A. Vogel
Herausgeber: A. Vogel
Band: 65 (2008)
Heft: 1: Die Heilkraft des Bitteren

Artikel: Voll von der Rolle
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-554209

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Voll von der Rolle

Müssen müssen ist ein zutiefst menschliches Bedürfnis – und der Griff zur Rolle erfolgt fast automatisch. Eine kleine Kulturgeschichte des Toilettenpapiers zeigt: Das war nicht immer so.

Spartanisch schonungslos ging es bei den alten Griechen zu. Sie benutzten zur Reinigung ihres Allerwertesten flache Steine oder sogar Tonscherben – autsch. Ähnlich hart im Nehmen zeigten sich amerikanische Farmer vor der Einführung des Toilettenpapiers: Sie verwendeten von den Körnern befreite und getrocknete Maiskolben.

Die Römer griffen zu Schwämmen, die sie an einen Stock banden und in einen Eimer mit Salzwasser tunkten – das war sicherlich schon angenehmer. Die Germanen bevorzugten Stroh und Laub, wie das gemeine Volk sich denn auch bis weit ins Mittelalter hinein meist aus der Natur bediente: Gras, Stroh oder, etwas komfortabler, Moos waren die gängigen Reinigungsmittel.

Wer es sich leisten konnte, gönnte sich im Mittelalter eingeweichte Leinwandfetzen, Werg, Schafwolle oder sogar ein Spitzentüchlein. Letztere wurden natürlich nicht weggeworfen, sondern von den Waschfrauen für die nächste Verwendung geschrubbt. Der französische Kardinal und Staatsmann Richelieu setzte auf Hanf, sein Landsmann, der Schriftsteller Scarron, auf Kleie. Und der Beruf

des Leibdieners muss von der Renaissance bis zur Aufklärung eine wahre Berufung gewesen sein: Die armen Burschen mussten ihre hochgestellten Herrschaften mit der blossen Hand säubern ...

Andere Länder, andere Sitten

In Asien, dem Orient und Afrika ging man die Sache selbst und durchaus hygienisch an: Man benutzte die linke Hand und viel Wasser. Die arme Linke gilt dafür aber auch bis heute in vielen, besonders islamischen Ländern als unrein: Man benutzt sie nur als Hilfe, etwa um sich abzustützen – mit der linken Hand zu grüssen, etwas zu überreichen oder Dinge anzunehmen, ist verpönt. Deshalb wird auch Reisenden oder Geschäftsleuten in den arabischen Ländern empfohlen, beim Essen mit Einheimischen die linke Hand möglichst wenig zu benutzen.
Durchaus praktisch nutzen die Südamerikaner ihre natürlichen Ressourcen: Als «Toilettenpapier» wurden gerne die grünen Aussenhüllen von Maiskolben verwendet, die bereits zwei Vorzüge heutiger Produkte aufwiesen: Sie waren relativ sanft zur Haut und dabei reissfest.

Das erste Toilettenpapier

... haben, wie so vieles, die Chinesen erfunden. Bereits im 6. Jahrhundert säuberten sich der Kaiser und seine Familie nach dem Besuch des stillen Örtchens mit Papierbögen von einem halben Quadratmeter Ausmass. Die «kleinen Leute» dürften allerdings weiterhin die linke Hand benutzt haben.
Ab dem 14. Jahrhundert wurde in China Toilettenpapier in grösseren Mengen hergestellt – und bereits parfümiert. Es blieb aber weiterhin dem Adel und der Oberschicht vorbehalten.

China heute

Bei den Erfindern des «Hygienepapiers» hat sich in der modernen Zeit eine interessante Wendung ergeben. Chinas Bevölkerung ist so gross, dass es schlicht unmöglich ist, genug Toilettenpapier – für das man riesige Wälder bräuchte – herzustellen.
Daher ist die Klorolle Mangelware, und Besucher müssen sich daran gewöhnen, auf öffentlichen Toiletten, in Restaurants und einfachen Hotels kein Toilettenpapier vorzufinden. Wer welches braucht, muss es schon selbst mitbringen.
Benutztes Papier wird übrigens in extra bereitgestellten Abfalleimern entsorgt – die chinesische Kanalisation würde kollabieren, wenn es wie bei uns heruntergespült würde.

Spätes Rascheln im Westen

Die westliche Welt wartete lange auf das erste Toilettenpapier. Erst nachdem sich das Zeitungswesen verbreitet hatte, kamen findige Toilettenbenutzer auf die Idee, die gedruckte öffentliche Meinung nach der Lektüre wiederzuverwenden. Man zerschnitt sie in kleinere Blätter und hing sie als Stapel an einem Nagel auf –

Ein ziemlich weiter Weg: Von den Papierbögen des chinesischen Kaisers zum bedruckten Toilettenpapier mit einem Hauch von Dekadenz.

«Ohne» kommen sich die Bewohner der westlichen Welt meist ziemlich verloren vor.

eine Praxis, die übrigens bis in die 1960er Jahre üblich war.
Man schrieb bereits das Jahr 1857, als das erste Toilettenpapier in einer Fabrik hergestellt wurde. Joseph Gayetty, ein Amerikaner, brachte einzelne Blätter in einer Schachtel (mit Aloe-Extrakten getränkt!) auf den Markt. Das Abreissen kam noch später: Ab 1890 stellte die Scott Paper Company die handlichen, bereits perforierten Papierrollen her.

Papier-Pionier

Die Erleichterung dürfte gross gewesen sein, als es schliesslich Toilettenpapier für jedermann gab. Darüber reden aber durfte man nicht – das war im prüden 19. und frühen 20. Jahrhundert verpönt.
Das machte sich ein Schwabe zunutze, der 1928 in Ludwigsburg die erste deutsche Toilettenpapierfabrik gründete und später in der Schweiz produzierte: Hans Klenk. Aus den zusammengezogenen Anfangsbuchstaben wird der Markenname Hakle, und sein erster, cleverer Werbeslogan lautete: «Verlangen Sie eine Rolle Hakle, dann brauchen Sie nicht Toilettenpapier zu sagen!»
Ab nun gibt es so umwerfende Klopapier-Innovationen wie die erste WC-Rolle mit garantierter Blattzahl, weiches Tissue-Gefühl, Perlprägung, drei Papierlagen und so weiter. Denn die Anforderungen der Verbraucher an das Papier, über das man nicht spricht, sind hoch: Reinigungsleistung, Faserlage, Dicke unter Normdruck, Reissfestigkeit und die ideale Perforation sind entscheidend im Kampf um Marktanteile.

Falter, Knüller und Schmecker

Der Verbrauch ist immens geworden. In der Schweiz wird jährlich Toilettenpapier im Wert von mehr als 200 Millionen Franken verkauft; jeder Deutsche verbraucht mehr als einen Kilometer Klopapier im Jahr.
Kein Wunder, dass da auch die landestypischen Bedürfnisse und Gewohnheiten akribisch untersucht werden. So fand man beispielsweise heraus, dass Ameri-

kaner ihr Toilettenpapier vor Gebrauch nahezu ausschliesslich knüllen, während Schweizer und Deutsche es fein säuberlich falten. Amerikanische Frauen knüllen noch mehr als die Männer, unter denen sich auch einige Falter finden. Nur 6 Prozent der Deutschen und 10 Prozent der Schweizer gehören zu den Knüllern, in England und Frankreich schon wesentlich mehr.

Eine Schweizer Marktstudie stellte ausserdem fest, dass gut ein Viertel der Verbraucher die Blätter vor Gebrauch genau abzählt und im Durchschnitt fünf Blatt pro WC-Gang verbraucht werden. Die besonderen Feinheiten des Toilettenpapier-Marktes lassen sich auch im Fernsehen verfolgen: 2001 behauptete Roger Weisskopf aus dem schweizerischen Wädenswil bei «Wetten, dass ...?», er könne Marke und Herstellerland von Toilettenpapier durch Ertasten, Riechen und – Schmecken erkennen. Er gewann.

Es geht auch ohne

Von Tonscherbe und salzwassergetränktem Schwamm über Moos und Spitzentüchlein zum industriell hergestellten Toilettenpapier mit Design – eine Geschichte, wie sie die Industriegesellschaft schrieb.

Der vorläufige Endpunkt dürften die «Feuchties» sein – von denen Hautärzte, Hygieniker und Fachleute für Darmerkrankungen übrigens wenig halten. Die auf das feuchte Papier aufgebrachten Substanzen haben offenbar viele Möglichkeiten, in der empfindlichen Afterregion Schlechtes anzurichten – so viele, dass Patienten mit Entzündungen am Po inzwischen standardmässig gefragt werden, ob sie zu den feuchten Helfern gegriffen haben.

Da ist die asiatische Variante, die sich inzwischen auch in der Schweiz und in Deutschland grösserer Beliebtheit erfreut, vielleicht die bessere: Auf der Hightech-Toilette reinigt ein sanfter, vorgewärmter Wasserstrahl den Allerwertesten, der anschliessend auch mittels Fön sanft trockengepustet werden kann. In Japan sind papierlose Toiletten bereits sehr verbreitet – und meist mit Soundkulisse aus Musik, rauschenden Gebirgsbächen oder Gewittern ausgestattet, um allfällige peinliche Geräusche zu übertönen. So mancher Mitteleuropäer soll sich über ein solches computergesteuertes Ensemble schon recht erschreckt haben.

• CR

Gargantuas armes Gänschen

Bei François Rabelais, dem grossen französischen Humanisten und bedeutenden Denker der Renaissance, findet sich eine wenig bekannte, recht derbe, aber urkomische Geschichte zum Thema «Toilettenpapier».

Der junge Riese Gargantua erzählt seinem Vater Grandgoschier, im ganzen Land sei «kein reinerer Knab zu finden» als er, da er nämlich «durch lange Praktik und Erfahrung das allerherrlichst, trefflichst und probatste Mittel, mir den Arsch zu wischen» erfunden habe.

Die «lange Praktik» besteht darin, dass er sich durch alle möglichen und unmöglichen Materialien hindurchprobiert.

Samtene und seidene Frauenkleidung behagen ihm als «Arschwisch» ganz gut, bis er sich an einem mit Schmuck verzierten Ohrenwärmer verletzt. «Dies Übel verging, als ich mich an ein Pagenbarett wischt, auf schweiz'risch mit Federn wohl beblümt.»

Erfolglos bleibt so ziemlich das gesamte Pflanzenreich: Gargantua versucht es mit Salbei, Fenchel, Majoran, Anis, Rosen, Kohl, mit Weinlaub, Kürbis-, Eibisch- und Lattichblättern, mit Spinat, Rittersporn und Nesseln. Er probiert Laken, Decken, Umhänge und Tapete, Heu, Stroh, Wolle und auch Papier aus; stellt fest, dass ein Spreukorb ein «sehr unlieblicher harter Wisch» ist und vergreift sich zuletzt an der Tierwelt. Ein Huhn, ein Kalbsfell, ein Hase und ein Kolkrabe müssen herhalten, bis Gargantua das ultimative Mittel findet, das ihm mit seiner «Sanftheit des Flaumes» und der «temperierten Wärme» ein nie gekanntes Wohlgefühl verschafft:

«Ein wohl gepflaumet junges Gänslein, so man ihm den Kopf sanft zwischen die Bein hält ...»